

## SCHLUSSBETRACHTUNG

»La vie de Pierre a été brève, passionnée, jalonnée de tentations qui souvent n'ont pas abouti de son vivant, mais qui préparaient l'avenir.«<sup>1</sup> Mit diesen Worten resümierte Andrée Viénot das Leben und Wirken ihres Mannes, der zum Zeitpunkt seines Todes erst knapp 47 Jahre alt war und, so darf vermutet werden, das Ende seiner Karriere noch nicht erreicht hatte. In beiden Weltkriegen hatte Pierre Viénot als Freiwilliger gegen Deutschland gekämpft, in den zwanziger Jahren gehörte er jedoch zu den nachdrücklichsten Vertretern einer Annäherung an das Nachbarland. Hinter dem scheinbar Widersprüchlichen dieses Lebenswegs zeigt sich eine Konstanz in der Beschäftigung mit dem Nachbarn jenseits des Rheins, deren Ursprung in der Erfahrung des Ersten Weltkriegs zu suchen ist.

Wie viele junge Männer seiner Generation zog Viénot 1915 mit patriotischen Gefühlen in den Krieg. In seinem durch Religiosität und Tradition geprägten bürgerlichen Elternhaus waren ihm frühzeitig Disziplin und Verantwortungsbewußtsein anezogen worden. Die Verteidigung des Vaterlandes erschien ihm als patriotische Pflicht, der Kriegsalltag zunächst als Abenteuer. Mit der Dauer des Stellungskrieges, den Viénot an der Somme miterlebte, und des alltäglichen Leidens schwand jedoch die Begeisterung und machte Kriegsmüdigkeit und Verzweiflung Platz. Die Verantwortung für die eigenen Leiden suchte Viénot jedoch nicht bei den Deutschen, die er mehr und mehr als Leidensgenossen denn als Feinde betrachtete. Viénot trennte sehr klar zwischen Deutschland, dem Kriegsgegner, und den Deutschen, zu denen er eine gewisse Verbundenheit im Leiden verspürte. Diese Einsicht änderte auch die Tatsache nicht, daß er selbst schwer verwundet wurde, nur knapp überlebte und sein Leben lang an den Folgen der Verletzung litt. Die Folgerung, die er aus seinen Kriegserlebnissen zog, können als typisch für seine Generation angesehen werden. Die jungen französischen Kriegs- und Nachkriegsintellektuellen wandten sich nach 1918 in verstärktem Maße Deutschland zu in der Einsicht, daß das Verhältnis der Nachbarn beiderseits des Rheins als bestimmend für die Zukunft Europas angesehen werden konnte. Für Viénot war klar, daß von der deutsch-französischen Annäherung die Sicherung des Friedens und somit auch die Sicherheit Frankreichs abhing. Nach den Erfahrungen im Schützengraben galt ihm die Vermeidung eines erneuten Blutbades als das übergeordnete Ziel jeglichen politischen Denkens und Handelns. Neben der pazifistischen Verhaltensdisposition und der Hinwendung zu Deutschland hatte der Krieg auch lang anhaltende Auswirkungen auf die geistige Entwicklung Viénots. Die als verbindlich erachteten Ziele, Werte und Normen waren nach der erlebten Brutalität und Grau-

<sup>1</sup> Andrée Viénot an Mendès France, 9.4.1976: IPMF, Fonds Pierre Mendès France, Correspondance, d. Andrée Viénot.

samkeit des Krieges in ihren Fundamenten erschüttert und erschienen nicht mehr adäquat für die Nachkriegszeit. Die Zivilisationen des Westens hatten sich als sterblich erwiesen, und diese Erkenntnis führte bei Viénot zu einer tiefgreifenden und nachhaltigen Verunsicherung und Orientierungslosigkeit in politischer, beruflicher und persönlicher Hinsicht.

Mehr zufällig nahm Viénots Leben im Jahr 1920 eine Wendung, die sich als entscheidend für seine Zukunft herausstellen sollte. Von General Lyautey nach einem Zusammentreffen in Marokko für dessen Zivilkabinett rekrutiert, erlebte der junge, ehrgeizige und nach geistiger Führung suchende Viénot in kurzer Zeit einen steilen Aufstieg zum Vertrauten, Freund und Ziehsohn des charismatischen Generalresidenten. Die Zeit in Marokko bedeutete für Viénot nicht nur eine Phase der Abnabelung vom bürgerlichen Milieu der französischen Provinz und eine Erweiterung des persönlichen Horizonts, sondern sie war in zweierlei Hinsicht prägend für den jungen Mann: Zum ersten zeigte sich in Viénots Verehrung für den als herausragende Persönlichkeit eingeschätzten und generös auftretenden Lyautey seine grundsätzliche Neigung, sich »großen Männern« anzuschließen, die aufgrund ihrer intellektuellen, kulturellen oder moralischen Leistungen als Führungsfiguren galten – dies zeigt sich am Beispiel Lyauteys ebenso wie bei André Gide, Émile Mayrisch oder Léon Blum, bei Lyautey jedoch in besonderem Maße. Zum zweiten führten die marokkanischen Erfahrungen und der Einfluß Lyauteys dazu, daß sich Viénot dessen Ansichten moderner Protektoratspolitik zu eigen machte und auf Europa übertrug. So wie Lyautey sich für ein friedliches Zusammenleben der Einheimischen in Marokko und der Angehörigen der Protektoratsmacht aussprach, gegründet auf gegenseitigem Respekt und wechselseitiger Kenntnis der kulturellen Gegebenheiten des anderen, so forderte Viénot die Anwendung dieser Prinzipien auf das deutsch-französische Verhältnis. Daß Viénot die Gegebenheiten in Marokko als Beispiel für Europa heranzog, zeigt nicht nur, wie sehr er von der Lyautey-Administration beeindruckt war. Es macht auch deutlich, wo sein eigenes zentrales Interesse lag: Die deutsch-französische Achse war der Dreh- und Angelpunkt seines außenpolitischen Denkens. Aus diesem Grund – und nicht zuletzt auch aus karrieremäßigen Überlegungen heraus – zog es Viénot 1922 wieder zurück nach Frankreich, gerade als er auf dem Höhepunkt seiner marokkanischen Laufbahn angekommen war und zum innersten Kreis um den mächtigen Generalresidenten gehörte.

In Vorbereitung auf die Sprachprüfung für den diplomatischen Dienst verbrachte Viénot viele Monate in Deutschland. Dabei war es sein ehrliches Anliegen, möglichst viel über das Nachbarland sowie die Denk- und Verhaltensweisen der Deutschen zu erfahren. Selbständig entwickelte er eine Untersuchungsmethode, die darauf beruhte, Einheimische aus den verschiedensten Milieus zu befragen und durch die Einbettung dieser empirischen Befunde in den historischen, kulturellen und gesellschaftlichen Kontext ihres Landes zu Aussagen

über die »politische Psychologie« der Bewohner zu gelangen. Nur auf der Basis umfassender und sachlicher Informationen über diese politische Psychologie konnte gemäß Viénot eine angemessene, eine in seinen Augen realistische, Außenpolitik konzipiert werden. Diese frühe Einsicht, die Viénot im intensiven Briefdialog mit Lyautey entwickelte, blieb für sein ganzes Leben verbindlich. Die von Frankreich nach dem Ersten Weltkrieg gesuchte Sicherheit vor Deutschland konnte es nach Viénots Dafürhalten nur geben, wenn unvoreingenommenes Kennenlernen und echtes Verständnis die Basis der deutsch-französischen Beziehungen bildeten. Als »La sécurité par la compréhension d'autrui« bezeichnete Viénot sein Konzept, Sicherheit durch das Verstehen des anderen. Es basierte auf Einsichten, zu denen er ansatzweise bereits vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges gelangt war, daß nämlich die Rolle der öffentlichen Meinung und der Presse im Zeitalter der Massen so bedeutend ist, daß sie auch auf politische Entscheidungen Einfluß zu nehmen vermag. Aufgrund seiner persönlichen Erfahrungen in Deutschland und im Umgang mit Deutschen erkannte Viénot, daß die gegenseitigen Bilder über das Nachbarland, die in Deutschland und Frankreich durch die Presse verbreitet wurden, nurnmehr Karikaturen waren, die mit der von ihm erlebten Realität nichts gemeinsam hatten. Die Unkenntnis der Mentalität des Nachbarn, seiner kulturellen, gesellschaftlichen und politischen Eigenheiten führten nach Meinung Viénots zur Entstehung und Tradierung von Klischeebildern und Stereotypen, die wiederum die politische Meinungsbildung der Entscheidungsträger beeinflussen konnten. Diese Problematik, wonach außenpolitische Entscheidungen nicht nach rationalen Erwägungen, sondern aufgrund von Fehlwahrnehmungen und falschen Einschätzungen des Gegenübers getroffen werden, findet heute ihren Ausdruck in der Perzeptionstheorie der internationalen Beziehungen. Für Viénot, der diese Zusammenhänge bereits Anfang der zwanziger Jahre selbständig entdeckte und mit eigenen Worten beschrieb, stellte die Unkenntnis und verfehlte Wahrnehmung das Grundproblem der deutsch-französischen Beziehungen dar. Sein ganzes Streben war demgemäß darauf ausgerichtet, diesen Mißstand zu beseitigen und eine gegenseitige Kenntnis der Mentalitäten zu fördern. Bis 1933 propagierte er eine Überwindung von Vorurteilen und Feindbildern, ein verstärktes Kennenlernen und Verständnis für den Standpunkt des anderen. Dabei galt für Viénot ganz zweifellos die Einsicht, »daß in der politischen Realität jener Tage das Irreale oft geschichtsmächtiger wirkte als das sogenannte Reale«. <sup>2</sup> Seine Verständigungskonzeption war demgemäß gänzlich auf die Beseitigung der psychologischen Hemmnisse im deutsch-französischen Verhältnis ausgerichtet. Die realen und aktuellen Problemfelder, welche die Gemüter der Deutschen und Franzosen erhitzten, wie etwa die Fragen von Sicherheit und Revision, von Kriegsschuld, Reparationen und Rheinlandräumung, stellten für Viénot nach-

<sup>2</sup> Klaus HILDEBRAND, Schlußwort, in: BECKER, HILDEBRAND, Internationale Beziehungen, S. 431–438, hier S. 438.

rangige Probleme dar, die nur als Folge des von ihm konstatierten psychologischen Konflikts auftraten. Viénots Konzeption der Verständigung war demnach der Entwurf eines Intellektuellen, der die Probleme von einer höheren Warte aus betrachtete und sich nicht mit alltäglicher politischer Tagesarbeit um den schwierigen Interessenausgleich zwischen verhärteten deutschen und französischen Positionen kümmern mußte. Dies sollte eine mehr oder weniger automatische Folge der verbesserten Kenntnis des Nachbarlandes und seiner Denkweise sein. Für Viénot stand nach der Weltkriegserfahrung fest, daß eine Verständigung ein zutiefst nationales Interesse für Deutschland wie für Frankreich darstellte. Er konnte zu diesem Zeitpunkt jedoch nicht erkennen, daß neben dem grundsätzlichen Wunsch der Friedenswahrung auf beiden Seiten des Rheins divergierende, sich fundamental widersprechende Nationalinteressen vorherrschten. Während Frankreich im Interesse seiner Sicherheit seine Vorherrschaft auf dem europäischen Kontinent zu erhalten suchte und eine Status quo-Politik betrieb, zielte die deutsche Außenpolitik auf eine grundlegende Revision der Versailler Nachkriegsordnung ab. Viénots Werben um Verständnis für den Standpunkt des anderen stieß demgemäß auf Grenzen, sobald diese Interessen berührt wurden. Rückblickend beurteilte Wladimir d'Ormesson Viénots Konzeption daher als »un peu trop intellectuelle«.<sup>3</sup> Er hatte in der Hinsicht recht, daß Viénot die von den politischen Praktikern als vordringlich empfundenen Probleme für nachrangig hielt. Andererseits zeigte Viénot neue Perspektiven auf, die sich zwar, wie von Andrée Viénot eingangs festgestellt wurde, zum Zeitpunkt ihrer Entwicklung nicht durchsetzen konnten, die jedoch wegweisend waren. Daß zur Verständigung eine fundierte Kenntnis und ein Verstehen des Gegenübers gehört sowie gegenseitiger Respekt vor den kulturellen und gesellschaftlichen Eigenarten, wird heute von niemandem mehr ernsthaft bestritten.

Unterstützt und beeinflußt wurde Viénots Sicht des deutsch-französischen Verhältnisses durch maßgebliche Intellektuellenvereinigungen der Dritten Republik, in die er über seinen Mentor Lyautey Eingang fand. In den Kreisen um die Union pour la Vérité, um die Dekaden von Pontigny und um die luxemburgische Familie Mayrisch wurde bereits in Zeiten verschärfter deutsch-französischer Auseinandersetzungen zu Beginn der zwanziger Jahre über die Möglichkeit einer künftigen Annäherung diskutiert. Die intellektuellen Milieus stellten nach den Jahren in Marokko die zweite bestimmende Erfahrung für den jungen Viénot dar. In ihren Debatten galt Deutschland als wichtiger Faktor für die Zukunft Europas, und die Bereitschaft zum Ausgleich war in den Kreisen der französischen Intelligenz stärker ausgeprägt als in der Politik. In diesem Umfeld traf Viénot mit Persönlichkeiten zusammen, die bestimmend für sein Denken und Handeln werden sollten. Zu André Gide, für den er eine schwärmerische Verehrung empfand, fühlte er sich besonders hingezogen wie auch zu

<sup>3</sup> D'Ormesson, Pierre Viénot, S. 84: NL d'Ormesson II.

dessen Freund Jean Schlumberger, der für Viénot bald eine Art väterlicher Vertrauter wurde. Von Gides Konzept der deutsch-französischen Komplementarität ließ sich Viénot ebenso beeinflussen wie von der kosmopolitischen, gleichzeitig aber auch auf nationalen Standpunkten gegründeten Sicht Europas, die von den Protagonisten der geistigen Annäherung – beispielsweise von Ernst Robert Curtius – vertreten wurde.

Daß Viénot die Gelegenheit erhielt, seine Verständigungs Ideen in die Tat umzusetzen, verdankte er ebenfalls den Dekaden von Pontigny, wo er auf Aline Mayrisch traf, die ihn mit ihrem Mann bekannt machte. Viénots Konzepte ergänzten sich mit jenen des ARBED-Präsidenten Émile Mayrisch, der zu der Einsicht gelangt war, daß ein multinationaler Konzern wie die ARBED-Werke nur in einem friedlichen Europa eine Zukunft hatte. Gemeinsam gründeten Mayrisch und Viénot das Deutsch-Französische Studienkomitee, für dessen inhaltliche und organisatorische Ausgestaltung Viénot verantwortlich war. Die Zielsetzung der Organisation spiegelt jene Gedanken und Ideen wieder, die er seit Beginn der zwanziger Jahre entwickelt hatte. Im Mittelpunkt stand dabei das Anliegen, über eine Einwirkung auf Presse und öffentlicher Meinung eine Verminderung von Fehlinformationen über das Nachbarland zu erreichen und einen Beitrag zur verbesserten Kenntnis und zum gegenseitigen Verständnis beizutragen. Viénot legte Wert auf die Betonung der nationalen Grundlage des Komitees und setzte somit die in Pontigny diskutierten Gedanken in die Tat um. Da eine Verständigung in seinen Augen sowohl im deutschen wie im französischen Nationalinteresse lag, stellte die nationale Verankerung der Organisation keinen Widerspruch zur Verständigungsabsicht dar. Vielmehr sollten dadurch gerade Eliten aus national-konservativen Kreisen – wie in Deutschland etwa im Umfeld der DNVP – an den Gedanken der Annäherung an das Nachbarland herangeführt werden. Zusammen mit Émile Mayrisch und dem einflußreichen Quai d'Orsay-Beamten Jacques Seydoux gelang es Viénot, hochrangige Vertreter aus Wirtschaft, Industrie und Banken, aus Politik und Kultur als Mitglieder zu gewinnen. Mit der Organisationsstruktur, die Viénot dem Komitee gab, konnte es jedoch nicht gelingen, die von ihm anvisierte »Massenbewegung zugunsten des Prinzips der Annäherung beider Länder [zu] erzeugen«.<sup>4</sup> Das nach seinem Präsidenten benannte Mayrisch-Komitee blieb während der zwanziger Jahre ein Netzwerk exklusiver Machteliten, die durch ihre Beziehungen mehr indirekt als direkt Einfluß auf die Politik nahmen und zudem nicht von Versuchen absahen, das Studienkomitee zur Durchsetzung von wirtschaftlichen Partikularinteressen zu instrumentalisieren. Bald standen sich mehr oder weniger deutlich zwei Fraktionen innerhalb der Organisation gegenüber. Die eine, angeführt durch Viénot und d'Ormesson und unterstützt von Henri de Peyerimhoff und Félix de Vogüé, trat nachdrücklich für eine Öff-

<sup>4</sup> VIÉNOT, Das wahre deutsch-französische Problem.

nung des Komitees nach außen ein, für eine stärkere Partizipation an gesellschaftspolitischen Debatten und eine Art politikberatender Funktion durch die beiden Büros in Berlin und Paris. Demgegenüber strebte der Präsident der französischen Sektion, Charles Laurent, eine Konzentration auf die Förderung wirtschaftlicher Kontakte an und versuchte, den umtriebigen Viénot im Zaum zu halten. Der Konflikt zwischen Viénot und Laurent zog sich über Jahre hin und wurde neben der Frage nach grundlegender Ausrichtung und Methoden der Organisation auch durch persönliche Empfindlichkeiten und Eitelkeiten verstärkt. Während Charles Laurent, der ehemalige französische Botschafter in Berlin, für sich die höchste Autorität in seiner Sektion beanspruchte, betrachtete Viénot das Studienkomitee als seine Schöpfung und sich selbst als oberhalb von Laurents Weisungskompetenz stehend.

Mit Eifer und Begeisterung begann Viénot seine neue berufliche Tätigkeit als Leiter des Berliner Büros des Mayrisch-Komitees und begann sogleich damit, ein dichtes Netzwerk an Kontakten zu Presse, Politik, Wirtschaft und Kultur aufzubauen. Für seine Aufgabe als offiziöser Mittler in den deutsch-französischen Kulturbeziehungen, der in erster Linie auf informellem Wege einwirken konnte, waren diese vielfältigen Verbindungen unerlässlich. Viénot definierte sein Arbeitsgebiet eigenständig und breitgefächert; sein Büro wurde eine multifunktionale Verständigungsagentur und neben der französischen Botschaft, mit der er eng zusammenarbeitete, die bevorzugte Informations- und Anlaufstelle für französische Besucher in der Hauptstadt. Besonderen Wert legte Viénot auf die Pressearbeit. Er versuchte, dem von ihm entworfenen Programm folgend, falsche und verzerrte Berichte über Deutschland in französischen Zeitungen zu berichtigen und zu korrigieren. Diese Arbeit stellte sich jedoch nach kurzer Zeit als ein Kampf gegen Windmühlen heraus, denn weder in personeller noch materieller Hinsicht war Viénot mit seinem Ein-Mann-Büro in der Lage, eine derart zeitintensive Tätigkeit auszuführen. Zudem war die Wirksamkeit seiner Einwirkungsversuche von Anfang an fraglich, denn sie lag ganz allein in der Bereitschaft der betreffenden Presseorgane, sich Viénots Argumenten zu öffnen. Über andere Mittel als jene einer diskreten und offiziösen Diplomatie verfügte Viénot nicht. Da er selbst das Scheitern seiner ehrgeizigen und idealistischen Bemühungen erkannte, machte sich Resignation bei ihm breit. Zumal Viénot nicht nur gegen die Berichterstattung französischer Korrespondenten vorgehen mußte, sondern gegen Mitglieder des Studienkomitees selbst. So sorgte Jacques Seydoux, der sein Mißtrauen gegenüber Deutschland nie gänzlich hatte überwinden können, mit seinen außenpolitischen Artikeln mehrmals für ernsthafte Verstimmungen innerhalb der deutschen Sektion. Sein Austritt aus der Organisation war schließlich die Folge. Obwohl sich Viénot wie kaum ein zweiter für das Mayrisch-Komitee engagierte, in alle Fragen einbezogen werden wollte und sich selbst als Schrittmacher empfand, war sein Eintreten für das Anliegen der Verständigung jedoch nicht immer völlig uneigennützig. Von jeher war

Viénot ein ehrgeiziger Mann gewesen, der bei allem Idealismus seine persönliche Karriere nicht aus dem Blick verlor. Ein Schlaglicht auf diese Vermischung von Interessenlagen wirft Viénots Verhalten gegenüber Otto Grautoff, dem Begründer von Deutsch-Französischer Gesellschaft und *Deutsch-Französischer Rundschau*. Grautoff engagierte sich wie Viénot für die Sache der deutsch-französischen Annäherung, und demgemäß wäre die Unterstützung Grautoffs durch Viénot zu erwarten gewesen. Statt dessen hintertrieb dieser mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln Grautoffs Werben um finanzielle Unterstützung seines Zeitungsprojekts. Viénot sah in Grautoff nicht den Partner bei seinen eigenen Bemühungen um Annäherung und Verständigung, sondern den Konkurrenten, der ihm und »seinem« Studienkomitee Finanzmittel und Einfluß streitig machen konnte. Das hehre Ziel der Verständigung trat hinter persönlichen Antipathien, Konkurrenzdenken und der Durchsetzung der eigenen Interessen zurück.

Der Tod Émile Mayrischs 1928 bedeutete einen tiefen Einschnitt für das Komitee und auch für die Rolle Viénots innerhalb der Organisation. Mayrisch war nicht nur die von beiden Seiten akzeptierte, neutrale Persönlichkeit gewesen, die einen Ausgleich zwischen divergierenden nationalen Standpunkten der beiden Sektionen herbeizuführen in der Lage gewesen war, er hatte auch stets eine schützende Hand über Viénots Reforminitiativen gehalten. Dieser hatte sich zusammen mit d'Ormesson unermüdlich für eine nachdrücklichere Öffnung des Mayrisch-Komitees nach außen und für eine Stärkung der Büros eingesetzt. Erst nach Mayrischs Tod konnten all diese Initiativen von den Vertretern einer reinen Wirtschaftsverständigung abgeblockt werden. Die Konflikte und Interessengegensätze, die innerhalb des Komitees bereits angelegt waren, brachen in den Jahren 1929/30 im Zuge wachsender deutsch-französischer Spannungen offen aus. Als es nach der Aushandlung des Young-Plans und der Räumung des Rheinlandes zwischen Deutschland und Frankreich kein Verhandlungsthema mehr gab, das die Versailler Ordnung nicht grundlegend in Frage gestellt hätte, war die Verständigungspolitik an ihre Grenzen gestoßen. In dieser Situation zeigte sich die Abhängigkeit des Studienkomitees von der allgemeinen politischen Großwetterlage. In dem Maße, in dem die nationalen Interessenlagen Deutschlands und Frankreichs auseinanderdrifteten, in dem Maße verringerten sich naturgemäß die Erfolgsaussichten einer Verständigungsorganisation, die auf eben diesen Nationalinteressen gründete. Das Mayrisch-Komitee konnte nur funktionieren, solange die Verständigung als gemeinsames deutsches und französisches Nationalinteresse galt. In dem Moment, in dem die deutschen Mitglieder, wie etwa Arnold Bergsträsser oder Max Clauss, die Hoffnung auf Revision durch gegenseitige Annäherung verloren hatten, nahm auch ihr Interesse an der Verständigung ab. Gleiches galt für die Franzosen, die mittels der Verständigungspolitik die Deutschen zur Akzeptanz der Versailler Ordnung bringen wollen. Die gemeinsame Basis für eine Fortsetzung der

von Stresemann und Briand initiierten Politik schwand zunehmend, und gleichzeitig damit auch die Grundlage des Deutsch-Französischen Studienkomitees.

Viénots Ausscheiden aus den Diensten des Komitees war mit dieser grundsätzlichen Problematik verbunden. Aus seiner festen Überzeugung, daß die Verständigungspolitik weitergehen müsse, geriet er in Gegensatz zu einem Teil der deutschen wie der französischen Sektion, innerhalb derer und zwischen denen die Interessenfragmentierung weit fortgeschritten war. Viénots Meinung zu Aufgaben und Funktionsweise des Komitees, seine Reforminitiativen und sein selbstbewußtes und unabhängiges Auftreten führten zu einem langjährigen, sich immer mehr zuspitzenden Konflikt zwischen ihm und Charles Laurent, der schließlich vor dem Hintergrund der angespannten deutsch-französischen Beziehungen zum Ausbruch kam. Viénot verließ im Frühjahr 1930 das von ihm mitbegründete Komitee in der Einsicht, daß seine Hoffnung auf die Umsetzung der von ihm postulierten neuen außenpolitischen Methoden – Verständigung und Sicherheit durch gegenseitige Kenntnis und Verstehen – von den im Studienkomitee vertretenen konservativen Eliten nicht erfüllt worden war. Während er selbst immer mehr mit Positionen der politischen Linken sympathisierte, sah er einen großen Teil der deutschen Sektion eine zunehmend revisionistische und nationalistische Haltung einnehmen, die für ihn inakzeptabel war. Viénot erkannte, daß sein ursprüngliches Konzept gescheitert war. Nicht als gescheitert sah er jedoch die Idee der deutsch-französischen Verständigung als solche an. Die Niederschrift seines einzigen Buches, der »*Incertitudes allemandes*«, stellte für Viénot nicht nur eine Möglichkeit dar, seinen Ruf als Deutschlandkenner zu unterstreichen, sie war auch die Fortsetzung seiner Verständigungsbemühungen mit anderen Mitteln.

Die »*Incertitudes allemandes*« können als Quintessenz von Viénots Deutschland-Überlegungen seit Beginn der zwanziger Jahre betrachtet werden. Anders als den einflußreichen Frankreich- und Deutschlandkennern seiner Zeit wie Jacques Rivière, Ernst Robert Curtius oder Friedrich Sieburg ging es Viénot nicht darum, eine Wesenskunde des Nachbarvolkes zu schreiben, sondern er analysierte die politische Kultur Deutschlands im gesellschaftlichen und historischen Kontext. Doch Viénot beschrieb nicht nur die umfassende Bewußtseinskrise, die der Zerfall der bürgerlichen Kultur zu Beginn der dreißiger Jahre in Deutschland nach sich zog, sondern er wollte seinen Landsleuten auch ein Programm zum besseren Verständnis des Nachbarlandes an die Hand geben. Viénot beließ es nicht dabei, einen interkulturellen Dialog zu postulieren, er formulierte auch die Voraussetzungen dafür, nämlich die Bereitschaft, sich vom eigenen Land zu lösen und zeitweilig in das fremde Land zu integrieren, sich in eine andere Kultur als der eigenen einzufühlen. Nicht jeder einzelne konnte dies leisten, so daß Mittlerpersönlichkeiten, welche die Rolle von kulturellen Übersetzern übernehmen sollten, eine besonders verantwortliche Position zukam.

Die unterschiedliche Rezeption der Viénot-Studie in Deutschland und in Frankreich wirft ein bezeichnendes Licht auf die zeitgenössische Problematik der deutsch-französischen Beziehungen. Während in Frankreich das Echo – mit Ausnahme eines Vertreters der extremen Rechten – durchweg positiv war, zeigten sich die deutschen Stimmen nuancierter. Die Einwände bezogen sich hauptsächlich auf zwei Punkte, nämlich zum ersten die – nach Meinung der Rezensenten – zu starke Gewichtung des geistigen Werterelativismus, den Viénot als repräsentativ für das krisenhafte Deutschland betrachtete, und zum zweiten die Unterschätzung der außenpolitischen Faktoren für die deutsche Krise. Der Versailler Vertrag und seine Folgen stellte in ihren Augen eine wichtige, wenn nicht die zentrale Ursache für die Krisenentwicklung dar. Viénot, der die gegenseitige Kenntnis, auch der Mentalitäten, forderte, mußte sich hier den berechtigten Vorwurf gefallen lassen, in einem sensiblen Punkt die deutsche Sicht nicht ausreichend berücksichtigt zu haben. In seiner Interpretation der Krisensymptome als dem Kulturzerfall inhärente Erscheinungen schrieb Viénot teilweise an der deutschen Wahrnehmung der Dinge vorbei, für die der Versailler Vertrag ein fundamentales Problem in den Beziehungen zu Frankreich bedeutete. Freilich war Viénots Buch in erster Linie an ein französisches Publikum adressiert, demgegenüber er für Offenheit, Toleranz und Verständnis für die deutsche Situation warb.

Die Lektüre der »Incertitudes allemandes« macht klar, daß Viénots Gedanken bezüglich des deutsch-französischen Verhältnisses eine unbestreitbare Kontinuität seit der Zeit seiner ersten Besuche in Deutschland 1922/23 aufweisen. Seine Forderung des »sortir de soi«, des Sich-Einlassens auf eine fremde Kultur und ihre Denktraditionen, hatte er selbst Jahre zuvor in die Tat umgesetzt. Seit dieser Zeit suchte er nach gemeinsamen Interessenlagen, von denen ausgehend eine europäische Zukunftsperspektive erarbeitet werden sollte. Viénots Anliegen war – und damit stand er in gewisser Weise dem Zug der Zeit entgegen – nicht die Feststellung nationaler Antithesen und die Gegenüberstellung unvereinbarer Nationalcharaktere, sondern das Aufbrechen und die Überwindung nationaler Stereotypen. Auch mit diesem Ziel konnte er sich zu Lebzeiten, zumal angesichts einer verstärkten Nationalisierung von Politik und Öffentlichkeit seit den dreißiger Jahren, nicht durchsetzen. Angesichts der in letzter Zeit vorgetragenen Klagen über das noch immer andauernde deutsch-französische Unverständnis<sup>5</sup>, erscheint es jedoch durchaus angebracht, sich der Rezepte Viénots für einen erfolgreichen interkulturellen Dialog zu erinnern. Die aktuellen Bestandsaufnahmen zum deutsch-französischen Verhältnis machen die Not-

<sup>5</sup> Vgl. z.B. Wolfgang MATZ, Deutsch-französisches Unverständnis. Krieg, Kunst, Kitsch und Tod, in: Die Tageszeitung, 27.2.2001; Berthold FRANKE, Verlust der Mittler. Auswärtige Kulturpolitik ist mehr als nur Marketing, in: Süddeutsche Zeitung, 6.3.2001. Vgl. auch Robert PICHT u.a. (Hg.), Fremde Freunde. Deutsche und Franzosen vor dem 21. Jahrhundert, München 1997.

wendigkeit eines kontinuierlichen Bemühens um vertiefte Kenntnis des Nachbarn und Verständnis für nationalkulturelle Unterschiede deutlich. Daß Viénot zu diesen Einsichten bereits in den zwanziger Jahren gelangt war, zeugt von Weitblick und geistiger Unabhängigkeit und macht ihn – im übrigen auch in seiner Eigenschaft als Mitbegründer des Deutsch-Französischen Studienkomitees – zu einem entscheidenden Vorläufer jener zivilgesellschaftlichen Verständigungsansätze, die sich nach dem Zweiten Weltkrieg durchsetzen konnten<sup>6</sup>.

Die Faszination, die Viénot für das Deutschland der Weimarer Republik verspürte und die aus seinen »Incertitudes allemandes« spricht, hatte neben seiner Hoffnung auf Verständigung und damit Friedenssicherung noch eine andere Ursache. Seit seiner Rückkehr aus dem Ersten Weltkrieg empfand Viénot die von Paul Valéry 1919 konstatierte »Krise des Geistes« als Signum der Epoche. Nach den erschütternden und verstörenden Erlebnissen des Krieges befand sich der Geist nicht mehr in Übereinstimmung mit den Fakten der äußeren Welt. Die Widersprüche und Verwerfungen, die Überlappung konservativer und revolutionärer Strömungen, die inneren Risse und Umbrüche, die Viénot in der Weimarer Republik beobachtet und analysiert hatte, sah er nicht als Bedrohung, als Weg in ein nicht mehr beherrschbares Chaos an, sondern als Chance zum Aufbruch. Da die Krise in Deutschland am weitesten fortgeschritten war, stand das Land auch am nächsten zu der von Viénot ersehnten Errichtung einer neuen Ordnung, einer neuen Zivilisation. Deutschland galt in dieser Hinsicht als Vorbild für Frankreich, das noch immer in sozialer Stabilität erstarrt blieb und sich einem fundamentalen Wandel, wie Viénot ihn für erforderlich hielt, versperrte. Doch mehr als das drückte Viénots Begeisterung und Hingezogenheit zum Weimarer Deutschland eine persönliche Verbundenheit aus, die auf Identifikation gründete. Deutschland, das sich im Chaos befand und dessen weiterer Weg noch nicht absehbar war, spiegelte exakt die Befindlichkeit des ehemaligen Kriegsteilnehmers Viénot wider, der in der Nachkriegszeit seine Rolle in der Gesellschaft und seinen Weg aus der inneren Zerrissenheit zu einem gefestigten politischen Standpunkt suchte. Viénots Liebe zu Deutschland in den zwanziger Jahren war Ausdruck seiner eigenen Unsicherheit, seiner »incertitudes personnelles«. Wenn er ausführte, Deutschlands Zweifeln sei ihm näher als Frankreichs Gewißheiten<sup>7</sup>, beschrieb er genau diesen Zusammenhang.

Bei der Untersuchung der Ursprünge und Motivlagen von Viénots Denken und Handeln zeigt sich unweigerlich die zentrale Rolle des Ersten Weltkriegs. Nicht nur Viénots Hinwendung zum ehemaligen Kriegsgegner Deutschland und sein geradezu leidenschaftliches Bemühen, eine auf Kenntnis und Verständnis gegründete deutsch-französische Interessengemeinschaft aufzuzeigen, sondern auch seine innere Desorientierung und Suche nach verbindlichen Ordnungsvorstellungen haben ihren Ursprung in der Kriegserfahrung. Mit vielen anderen

<sup>6</sup> Vgl. BOCK, Das Deutsch-Französische Institut.

<sup>7</sup> Vgl. VIÉNOT, Frankreich und Deutschland, S. 731.

jungen französischen Intellektuellen teilte Viénot das Gefühl einer tiefgreifenden Zivilisationskrise, zusammen mit ihnen hoffte er auf eine umfassende gesellschaftliche und politische Erneuerung. Dabei bewegte er sich in einer Reihe ganz unterschiedlicher Zirkel, in denen Modernisierungsideen diskutiert wurden. Er gehörte jedoch weder den »nonconformistes« noch den Jeunes-Turcs jemals an, obgleich er ihnen in der Forschung zugerechnet wurde. Dennoch pflegte er teilweise sehr enge Kontakte mit Vertretern dieser Erneuerungsbebewegungen und stimmte partiell mit ihren Zielen und Programmen überein. Wie die Nonkonformisten wollte sich Viénot nicht auf einen bestimmten Parteistandpunkt festlegen lassen, sondern eine Alternative jenseits des Rechts-Links-Schemas suchen. Mit den Überlegungen in den »Incertitudes allemandes« traf Viénot den Nerv der Nonkonformisten, von denen seine dort dargelegten Ideen rezipiert wurden. Gleichzeitig deutet seine Wahrnehmung der Situation in Deutschland unter dem Signum der Krise auf seine Eingebundenheit in jenen Krisen- und Erneuerungsdiskurs hin, der im Umfeld der Nonkonformisten gepflegt wurde. Im linken politischen Spektrum gab es gedankliche Überschneidungen zu den Jeunes-Turcs, aber auch zur Révolution constructive innerhalb der SFIO, der seine Frau, Andrée Mayrisch, angehörte. Beide Gruppierungen waren von den reformsozialistischen Ideen des Belgiers Hendrik de Man beeinflusst, mit denen Viénot aller Wahrscheinlichkeit nach durch seine Frau bekannt gemacht wurde. Viénot zeigte sich von de Mans Vorschlägen zur Teilverstaatlichung der Wirtschaft beeindruckt, schreckte jedoch davor zurück, einer dieser Gruppen offiziell beizutreten. Im Gegensatz zu seiner Frau, die ein »animal de parti«<sup>8</sup> war und feste organisatorische Rahmen des politischen Engagements schätzte, blieb Viénot Zeit seines Lebens ein Individualist, der vor allem seine Unabhängigkeit wahren wollte. Erst 1937, nach seinem Ausscheiden aus der Volksfrontregierung, konnte er sich dazu entschließen, der SFIO beizutreten.

Neben seinem Eintreten für die Verständigung mit Deutschland stellte die Suche nach einer adäquaten politischen und gesellschaftlichen Ordnung die zweite Konstante in Viénots Leben dar. Während er in außenpolitischer Hinsicht relativ früh einen gefestigten Standpunkt gefunden hatte, herrschte in innen- und gesellschaftspolitischer Hinsicht lange Zeit eine starke Desorientierung vor. Bis Ende der zwanziger Jahren wußte Viénot keine Antwort auf die Frage, wie eine Ordnung aussehen mußte, die in der Lage war, die anstehenden Probleme zu lösen und den Modernisierungsschub der Nachkriegszeit zu bewältigen. Er suchte nicht nur Anregungen bei den Nonkonformisten, den Jeunes-Turcs und bei Révolution constructive, sondern auch in Deutschland, das in seinen Augen ja am weitesten in der Entwicklung hin zu einer neuen Ordnung gekommen war. Dabei hatte er Kontakte zu Gruppen der Konservativen Revo-

<sup>8</sup> BARBE, Andrée Viénot, S. 9.

lution wie dem Europäischen Kulturbund, dem er jahrelang angehörte, aber auch zu bildungsreformerischen Kreisen um Carl Heinrich Becker und Adolf Reichwein. Viénot ging es dabei nicht um die parteipolitische Ausrichtung dieser Bewegungen, sondern in erster Linie darum, daß sie trotz aller Unterschiede und Gegensätze alle vom Gedanken der Erneuerung, der Überwindung des Bestehenden getragen waren und Wege aus der diagnostizierten Kulturkrise wiesen.

Viénot beschäftigte sich auch mit dem Faschismus, der ebenfalls einen Dritten Weg zur Überwindung der bestehenden Ordnung anbot. Allerdings überzeugte ihn das italienische Modell, das er 1924 vor Ort analysierte, nicht. Unter der Oberfläche einer repressiv aufrechterhaltenen Ordnung konstatierte Viénot ein verborgenes Chaos, einen latenten Bürgerkrieg. Viénot, der eine hohe Meinung vom Staat besaß, konnte es nicht akzeptieren, daß sich in Italien eine Partei als staatstragend definierte und sich diesen mehr oder weniger einverleibte. Was ihn zudem abstieß, war der pseudodemokratische Rekurs Mussolinis auf die Massen, deren öffentlich zelebrierte Zustimmung als Legitimation des Regimes dienen sollte. Die Massen waren jedoch eine Größe, der Viénot bis Ende der zwanziger Jahre größte Vorbehalte entgegenbrachte. Sie waren seiner Meinung nach emotional beeinflussbar und irrational. Im schlimmsten Falle nahmen sie mittels Presse und öffentlicher Meinung Einfluß auf wichtige politische Entscheidungen. Ein Mensch wie Viénot, der seine bildungsbürgerliche Herkunft nicht verleugnen konnte, fühlte sich zu intellektuellen und geistreichen Persönlichkeiten hingezogen, von der anonymen Masse jedoch abgestoßen. Der Faschismus, der auf die Masse rekurrierte, stellte für Viénot kein akzeptables Lösungsmodell der anstehenden Probleme dar.

Die Skepsis gegenüber dem Faschismus ging mit einer Skepsis gegenüber der Demokratie Hand in Hand. In beiden Modellen erblickte Viénot das Prinzip der Masse, das er ablehnte. Die parlamentarische Demokratie, wie sie in Frankreich in der Dritten Republik ihren Ausdruck fand, stellte seiner Meinung nach eher ein Hindernis dar für den Prozeß, das politische System mit den materiellen und spirituellen Gegebenheiten der Epoche in Einklang zu bringen. Sie erschien ihm als ineffizient und in ihren Entscheidungen abhängig vom Wählerverhalten. Viénots Kritik an Demokratie und Parlamentarismus war Ausdruck eines geistesaristokratischen Elitismus, der sowohl seinem Herkunftsmilieu entstammte als auch Ausdruck seiner eigenen Persönlichkeit war und dem er bis Ende der zwanziger Jahre anhing. Seine Hinwendung zur politischen Linken, die schließlich gar zum Eintritt in die SFIO führte, war nicht durch ein plötzlich auftretendes Damaskuserlebnis motiviert, sondern das Ende eines langen Entwicklungsprozesses, in dessen Verlauf sich Viénot mit einer Vielzahl von Erneuerungsbewegungen in Deutschland wie in Frankreich auseinandergesetzt hatte. Ende der zwanziger Jahre kam er zu dem Schluß, daß innen- wie außenpolitische Modernität nur auf Seiten der politischen Linken zu finden sei. Zu dieser Einsicht hatte die Enttäuschung über die im Studienkomitee ver-

tretenen konservativen Eliten und das Scheitern der von ihm selbst lange Zeit propagierten Annäherung auf nationaler Grundlage ebenso beigetragen wie der Einfluß der Ideen Hendrik de Mans. Dieser verkörperte und propagierte den Abschied von der orthodox-marxistischen Theorie und eröffnete Viénot damit die Hinwendung zum Sozialismus. Daß Viénot später vor allem mit Léon Blum Freundschaft schloß, war kein Zufall. Wie Blum kam Viénot erst als Spätberufener zum Sozialismus, wie dieser war er in gewisser Weise ein in die Politik verschlagener Intellektueller, der im Sozialismus eine höhere Form des Humanismus suchte. In Blum erblickte Viénot – ähnlich wie Jahre zuvor in Lyautey – den charismatischen Reformen, der eine Erneuerung und Modernisierung der Politik ebenso versprach wie einen moralischen Aufbruch. Die Ziele, denen sich Viénot zu Beginn der dreißiger Jahre verschrieben hatte, nämlich das Eintreten für innenpolitische Modernität, für soziale Gerechtigkeit sowie außenpolitische Zusammenarbeit und Verständigung schienen ihm nur durch die Linke verwirklicht werden zu können.

Nachdem er schließlich seine politische Heimat gefunden hatte, verfolgte Viénot eine politische Laufbahn, die ihn 1932 ins Parlament führte. Sein Interesse galt dabei, wie schon in der Vergangenheit, vor allem außenpolitischen Fragen. Auf der Agenda stand Anfang der dreißiger Jahre die Frage von Sicherheit und Abrüstung an erster Stelle, und Viénot trat frühzeitig als Verfechter der rüstungspolitischen Kontrollidee auf. Ministerpräsident Daladier, der diese Linie 1933 als Regierungsstrategie durchsetzte, holte den jungen Parlamentarier in die Delegation der in Genf tagenden internationalen Abrüstungskonferenz. Dort setzte sich Viénot nachdrücklich für den Abschluß einer Rüstungskonvention mit Deutschland ein, bis die französische Regierung unter Gaston Doumergue mit ihrer Note vom 17. April 1934 die Abrüstungsgespräche beendete. Aus Protest gegenüber einer Politik, die er ablehnte und nicht vertreten konnte, trat Viénot von seinem Posten zurück.

Die Tatsache, daß Viénot eine Übereinkunft auch mit dem Dritten Reich befürwortete, bedeutete nicht, daß er das nationalsozialistische Regime falsch einschätzte. Vielmehr zeigte er in der Beurteilung des Dritten Reiches eine erstaunliche Klarsicht. Bereits wenige Monate nach der »Machtergreifung« hielt Viénot einen Krieg gegen Ende der dreißiger Jahre für wahrscheinlich. Daß Hitlers Politik auf kriegerische Expansion aus war, daran zweifelte Viénot nicht. Genau aus diesem Grund war er jedoch auch der Ansicht, Frankreich müsse ein Abkommen mit dem Dritten Reich schließen, um es mittels der Einbindung in internationale Verträge zu zügeln. Dabei übersah Viénot jedoch die grundlegende Problematik seiner Überlegungen. Warum sollte Hitler, der den Krieg anstrebte, sich freiwillig einer Vereinbarung unterwerfen, die dieses Ziel gerade verhindern sollte? Das Dilemma zwischen scharfsichtiger Analyse und inadäquaten Handlungsanleitungen durchzieht Viénots Verhalten gegenüber Deutschland während der dreißiger Jahre. Er propagierte eine Strategie von

Zuckerbrot und Peitsche im Umgang mit dem Dritten Reich. Bei der abzuschließenden Konvention sollte Hitler so weit entgegengekommen werden, daß dieser zustimmen könne. Gleichzeitig sollte jeglicher Druck ausgeübt werden, um den Diktator zur Unterschrift zu veranlassen. Da Viénot aber – wie die ganz überwiegende Mehrheit der französischen Politiker und der Bevölkerung – vor der letzten Konsequenz, dem Einsatz militärischer Mittel, zurückschreckte, blieb die Drohung leer und letztlich sinnlos. An dieser Feststellung ändern auch Viénots Versuche nichts, in Frankreich und England gleichermaßen für eine Neuauflage der Entente cordiale aus der Vorkriegszeit zu werben. Die öffentliche Solidarität der Mächte war als Abschreckung des Dritten Reiches und als Garant für Frankreichs Sicherheit geplant. Doch auch ihr Zusammenspiel hatte mehr deklamatorischen Charakter, da der Krieg als letztes Mittel, Hitler zu bremsen, von keiner Seite in Betracht gezogen wurde. Viénots Überlegungen zur internationalen Politik in den dreißiger Jahren machen zweierlei deutlich: Zum ersten versperrten ihm die Lehren, die er für sich aus dem Ersten Weltkrieg gezogen hatte, den Blick für alternative Möglichkeiten der französischen Außenpolitik, die das von ihm propagierte Ziel, nämlich Hitlers Pläne zu durchkreuzen, besser hätten erreichen können. So stellten bilaterale Bündnisse ein Tabu dar, da sie in seinen Augen zu einer Wiederholung der Vorkriegskonstellation führten und somit kriegsfördernd waren. Allerdings war Viénot auch hier nicht ganz konsequent, denn die gewünschte Entente cordiale mit Großbritannien war auch eine Anleihe aus der Zeit vor 1914. Dennoch muß festgehalten werden, daß trotz des erstrebten Zusammengehens mit den Briten kein anglo-französischer Alleingang bezweckt war. Vielmehr sollte das Einvernehmen eine Ergänzung zur multilateralen Ordnung darstellen, an deren Wirksamkeit Viénot niemals ernsthaft zu zweifeln schien. Wenn Zweierbündnisse in den Krieg führten, dann mußte ein System kollektiver Sicherheit den Frieden garantieren. Daß Hitler dieses System nicht anerkannte und nicht daran dachte, sich an dessen Spielregeln zu halten, daß der Völkerbund weiterhin in den dreißiger Jahren Aggressionen weder verhindern noch effektiv zu sanktionieren vermochte, auch davor verschloß Viénot die Augen. Um wirksam gegen Hitlers aggressive Revisionspolitik vorzugehen, hätte der Krieg als ultima ratio der Politik gedacht werden müssen. Dies konnte Viénot, gerade wegen seines Kriegserlebnisses, nicht. Mit diesem Unvermögen stand er jedoch nicht alleine, sondern drückte die Mehrheitsmeinung einer vom Pazifismus geprägten französischen Bevölkerung aus, die noch bis Ende der dreißiger Jahre auf einen Modus vivendi mit dem Dritten Reich hoffte. Als zweites Ergebnis kann zudem festgehalten werden, daß Viénot bei seinen außenpolitischen Erwägungen nur bestimmte Staaten im Blick hatte, nämlich in erster Linie Frankreich und Deutschland. Auch während der Zeit des Dritten Reiches war das deutsch-französische Verhältnis die Achse, um die sich das außenpolitische Denken Viénots drehte. Die Art der Beziehung änderte sich zwar – von der Partnerschaft zur mißtraui-

schen Kooperation – doch nicht deren Bedeutung an sich. Daß England gegen Mitte der dreißiger Jahre eine immer zentralere Rolle in Viénots Überlegungen spielte, steht zu diesem Befund nicht in Widerspruch. Das anglo-französische Verhältnis erhielt seinen Sinn in der Sicherung vor Deutschland. Es hatte keinen primären und keinen eigenständigen Stellenwert, sondern war abgeleitet aus der Art der deutsch-französischen Beziehung. Diese Fixierung auf das deutsch-französische Verhältnis schloß andere Staaten völlig aus Viénots Blickfeld aus, in erster Linie die USA. Einen Hinweis darauf, daß Viénot die kommende, dominierende Rolle der USA in den internationalen Staatenbeziehungen erkannt oder auch nur geahnt hat, findet sich nicht. Es scheint, als sei er – entgegen seiner eigenen Forderung nach klarer Erkenntnis der Nachkriegsrealitäten – in der Vorstellung vom alten Europa verhaftet geblieben. Doch auch dies war nicht der Fall, denn Rußland stellte ebensowenig wie die USA einen Faktor dar, dem er Beachtung schenkte. Viénot konzentrierte seine ganze Aufmerksamkeit auf das deutsch-französische Verhältnis sowie den Völkerbund als vermeintlichen Garanten für Frieden und Sicherheit. Für jemanden, der sich vorrangig für außenpolitische Fragen interessierte und sich jahre- und jahrzehntelang damit beschäftigte, erstaunt diese Vernachlässigung zentraler Themen- und Problemkomplexe. Einen Erklärungsansatz für diese Haltung bietet die durchschlagene Prägekraft der Weltkriegsereignisse. Die Erlebnisse und die Lehren, die Viénot daraus zog, wirkten wie ein Filter, durch den er außenpolitische Begebenheiten wahrnahm. Deutschland war demnach die zentrale Macht, von der Sicherheit und Frieden abhingen. Wenn Viénot 1923 festgestellt hatte: »[...] que je le veuille ou non, l'Allemagne me prend à la gorge«<sup>9</sup>, hatte er damit nicht untertrieben. Die Beschäftigung mit dem Nachbarn jenseits des Rheins ließ ihn zeitlebens nicht mehr los. Als die einzige Ursache für Viénots Fixierung auf die deutsch-französischen Beziehungen und die gleichzeitige Ausklammerung zentraler Mächte kann jedoch auch das Kriegserlebnis nicht gedeutet werden. Am Ende blieb bei Viénot, so scheint es, trotz seines Interesses für außenpolitische Fragen, doch ein Rest an Unvermögen, das internationale System in seiner Gesamtheit zu sehen und zu analysieren.

Viénots Tätigkeit als Unterstaatssekretär für auswärtige Angelegenheiten stellte zwar eine Unterbrechung seiner auf Deutschland konzentrierten Überlegungen dar, nicht jedoch ihr Ende. In seiner Hoffnung auf eine grundlegende politische wie moralische Erneuerung war er als nachdrücklicher Verfechter des Volksfrontgedankens aufgetreten. Léon Blum holte ihn in sein erstes Kabinett, wo Viénot unter Außenminister Yvon Delbos seine Aufgabe – die Protektorats- und Mandatsgebiete im Maghreb und der Levante – eigenständig und relativ unabhängig ausführte. Aufgrund mangelnder Quellen läßt sich Viénots Wirken in der Volksfrontregierung nur bruchstückhaft rekonstruieren. Zwar handelte

<sup>9</sup> Viénot an Lyautey, 10.5.1923: AN, 475 AP 311.

er zwei Verträge mit Syrien und dem Libanon aus, die seinen Namen tragen und die in der Rückschau als vorbildhaft für die Entkolonialisierung betrachtet werden, doch über seine Verhandlungsführung können keine näheren Aussagen getroffen werden. Offenbar verstand es Viénot jedoch, sich den Respekt seiner Verhandlungspartner zu erwerben, indem er ihnen Respekt entgegenbrachte. Auch hier erwies er sich als treuer Schüler der Lehre Lyauteys. Er setzte ein Zeichen, als er den von der französischen Politik bis dahin geächteten tunesischen Politiker Bourguiba empfing und selbst in den Maghreb reiste. Durch die Symbolik dieser unorthodoxen Politik trug er zum Mythos der Volksfront bei.

Nach seinem krankheitsbedingten Ausscheiden aus der Volksfrontregierung meldete sich Viénot erst 1939 wieder auf der politischen Bühne zurück. Angesichts der steigenden internationalen Spannungen im Verlauf der Sudetenkrise rückten Deutschland und die von ihm ausgehende Gefahr in den Mittelpunkt der Überlegungen. Aus Gründen der Fraktionsdisziplin stimmte Viénot für das Münchener Abkommen, bezog aber anschließend in der Zeitung *Agir* Stellung gegen die von Außenminister Georges Bonnet geführte Politik des *Apaisement*. Eine feste Haltung konnte sich jedoch in der SFIO nicht durchsetzen, die gespalten blieb in »pacifistes« und »bellicistes«, den Anhängern von Generalsekretär Paul Faure und jenen Léon Blums. Viénot blieb trotz seiner Appelle zur Festigkeit den Idealen des Briandismus treu. Dies stellte für ihn insofern keinen Widerspruch dar, als er das Dritte Reich nicht mit Deutschland und die Nationalsozialisten nicht mit den Deutschen gleichsetzte. Hatte er während des Ersten Weltkrieges den Kriegsgegner ›Deutschland‹ von den Deutschen unterschieden, führte er diese Linie in den dreißiger Jahren fort und differenzierte zwischen der deutschen Bevölkerung und ihren Machthabern. Nach 1933 hatte er verfolgte und emigrierte Deutsche unterstützt, so daß für ihn neben dem nationalsozialistischen Regime auch immer ein ›anderes Deutschland‹ existierte. Der Nationalsozialismus, so scheint es, war nach Viénots Dafürhalten eine Entartung menschlicher Zivilisationsvorstellungen, die bewußte Abkehr von Humanität, Moral und kulturellen Errungenschaften zugunsten eines von der Außenwelt abgeschlossenen Barbarentums. Das Deutschland, das er in den zwanziger Jahren kennen- und schätzengelernt, das für ihn eine Vorbild- und Identifikationsfunktion besessen hatte, hatte damit nichts mehr zu tun.

Es war daher für Viénot, den Patrioten, keine Frage, gegen das Dritte Reich in den Krieg zu ziehen, doch anders als im Ersten Weltkrieg ging es ihm diesmal nicht um das Abenteuer, sondern um die pure Pflicht, sein Vaterland abermals zu verteidigen. Trotz der sich abzeichnenden militärischen Niederlage Frankreichs kam eine Kapitulation für ihn nicht in Frage. Eine Unterwerfung unter das Dritte Reich bedeutete in seinen Augen nicht nur einen Verrat an der französischen Nation, sondern auch die Aufgabe all jener Werte, die für ihn die Basis des gesellschaftlichen Zusammenlebens darstellten und zu denen Verant-

wortungsgefühl, Mut, Würde und der Respekt vor anderen gehörte. Auch abstrakten Prinzipien wie Wahrheit und Gerechtigkeit fühlte sich Viénot verpflichtet, ohne die seiner Meinung nach kein Gemeinwesen organisiert sein konnte und die für Frankreich lebensnotwendig waren. Für den Patrioten wie den Moralisten Viénot konnte es nur den Weg des Widerstandes gegen den Waffenstillstand mit dem nationalsozialistischen Deutschland, später gegen das Vichy-Regime und das Dritte Reich geben. Die Tatsache, daß er wegen angeblicher Desertion – in Wirklichkeit jedoch wegen seiner Mitwirkung an der Volksfrontregierung – von einem Militärgericht des État français verurteilt wurde, kränkte den ebenso pflichtbewußten wie vaterlandsliebenden Viénot ohne Zweifel tief in seiner Ehre, die Ursache für seine aktive Teilnahme an der Résistance stellte sie jedoch nicht dar.

Da Viénot kontinuierlich unter schweren gesundheitlichen Problemen litt, die seiner Kriegsverletzung aus dem Ersten Weltkrieg entstammten, konnte er sich nicht an etwaigen waghalsigen Aktionen des Widerstandes beteiligen. Seine Waffe war in erster Linie das Wort, und bis zu seiner Emigration im April 1943 griff er die Vichy-Regierung in einer Serie von Artikeln in der Untergrundzeitung *Libération-Sud* an. Nachdem auch diese Tätigkeit entdeckt und Viénot erneut interniert worden war, gelang ihm die Flucht nach London, wo er sich der France libre und ihrem Führer, General de Gaulle, anschloß. Viénot bekannte sich ohne Zögern zu de Gaulle, da dieser für ihn das wahre Frankreich verkörperte, jenes, das sein Wort gegenüber Großbritannien gehalten hatte, keinen Separatfrieden mit dem Dritten Reich zu schließen, und das sich an der Seite der Alliierten im Krieg befand. Allerdings war das Verhältnis beider zueinander kaum mehr als ein Zweckbündnis, geboren aus einer nationalen Notlage. Viénot verstand sich als loyaler, aber durchaus eigenständiger Mitarbeiter. Eine enge, von Herzlichkeit geprägte Beziehung zwischen beiden Männern scheint es nicht gegeben zu haben. Viénot, der nach dem Weggang de Gaulles nach Algier den Posten als diplomatischer Vertreter der France libre in London übernahm, diente diesem jedoch mit aller Kraft, da er mit ihm die Meinung teilte, Frankreichs Souveränität und Größe müsse nach der Befreiung wiederhergestellt werden.

Als Botschafter der France libre in London bemühte sich Viénot, gute und enge Beziehungen zu den Briten zu schaffen, da diese in seinen Augen eine zentrale Rolle für Frankreichs Befreiung und nationalen Wiederaufstieg spielen würden. Seine vordringlichste Aufgabe war es, für die Anerkennung des CFLN als künftige Regierungsautorität im befreiten Frankreich zu werben. Dies erforderte sein ganzes diplomatisches Geschick, da einerseits de Gaulle von den Briten als stur und unberechenbar eingeschätzt wurde und die France libre mangels realer Machtmittel im Grunde eine Diplomatie der leeren Hände betrieb. Daß die Gespräche zwischen Churchill und de Gaulle in der aufgela denen und überhitzten Stimmung kurz vor der alliierten Landung nicht abbra-

chen, ist zu einem Großteil Viénots Vermittlungsgabe und seiner Standfestigkeit zu verdanken. Er ließ sich von den Ausbrüchen beider Kontrahenten nicht beeindrucken und sorgte zusammen mit Anthony Eden für eine Fortsetzung der Verhandlungen. Sein nicht enden wollendes Drängen auf den Abschluß einer Vereinbarung zur Administration der befreiten französischen Gebiete führte schließlich Ende Juni 1944 zu einer anglo-französischen Übereinkunft, welche den Ansprüchen der France libre gerecht wurde. Nachdem sein ceterum censeo erhört worden war, verließ Viénot die Kraft. Zu lange hatte seine chronisch fragile Gesundheit unter den Strapazen und der Überbelastung seiner Tätigkeit gelitten. Als Viénot de Gaulle bei dessen Besuch der ersten befreiten französischen Gebiete begleitete, konnte er gleichsam das gelobte Land sehen, eine Rückkehr in das befreite Frankreich war ihm nicht mehr vergönnt. Noch vor der Libération verstarb er im englischen Exil.

Läßt man das Leben Viénots Revue passieren, so kann man es als Geschichte eines großen Scheiterns interpretieren. Die deutsch-französische Verständigung, für die er sich eingesetzt hatte, führte nicht zu gegenseitigem Verstehen, die Volksfront, von der er einen großen Reformschub erwartet hatte, konnte diesen Ansprüchen nicht gerecht werden und trug zur Blockbildung innerhalb der französischen Gesellschaft und Politik bei, die ›sanfte‹ Entkolonialisierung, die er vorbereitet hatte, fand nicht statt, die neue Zivilisation, die sich Viénot in Deutschland erhofft hatte, wurde unter Uniformstiefeln plattgetreten. All jene Ziele, denen sich Viénot mit der ihm eigenen Leidenschaft und Unbedingtheit verschrieben hatte, wurden zu seinen Lebzeiten nicht verwirklicht. Doch diskreditiert das Scheitern von Annäherungs- und Erneuerungsbestrebungen die Ideen als solche? Wohl kaum. Andrée Viénot hat in ihrem Eingangszitat das Scheitern und das Vermächtnis ihres Mannes gleichermaßen zur Sprache gebracht. In den dreißiger und vierziger Jahren wurden die Hoffnungen auf ein friedliches Zusammenleben der Völker enttäuscht, jedoch nicht endgültig zerstört. Die Fäden, die vor dem Zweiten Weltkrieg unter anderem von Intellektuellen wie Viénot gesponnen worden waren, wurden danach wieder aufgenommen. Über die Résistance fanden die Ideen der Vorkriegszeit Eingang in die Vierte Republik. Viénot, der an den Verfassungsdiskussionen innerhalb der Résistance beteiligt gewesen war, hatte auch daran seinen Anteil. Die von ihm ausgehandelten Verträge mit Syrien und dem Libanon erhielten erst im Zuge der französischen Entkolonialisierung seit den fünfziger Jahren gebührende Anerkennung und wurden als modellhaft erkannt. Nach der Katastrophe des Zweiten Weltkriegs gewann die Idee von der Notwendigkeit der deutsch-französischen Annäherung für den europäischen Frieden eine neue Dynamik. Nicht zuletzt als Botschafter der France libre bewies Viénot seine politischen und diplomatischen Qualitäten und empfahl sich für künftige Aufgaben.

Daß er trotz allen Weitblicks und aller zukunftsweisender Gedanken relativ schnell in Vergessenheit geraten ist, liegt wohl in seiner Persönlichkeit wie in

seiner schwierig zu fassenden Rolle zwischen einem ›Intellektuellen der Tat‹ und einem philosophisch rasonierenden Politiker begründet. Sein Leben lang blieb Viénot ein Grenzgänger zwischen Kultur und Politik, zwischen intellektuellem Milieu und dem Feld der Politik. Dabei gehörte er weder dem einen noch dem anderen Bereich gänzlich an. Darüber hinaus war er niemand, der sich gerne für eine Sache vereinnahmen ließ, sondern der seine Unabhängigkeit so weit als möglich behalten wollte. Viénot blieb ein Individualist, ein Mann im Hintergrund, der Einfluß in und durch Netzwerke ausübte und im persönlichen Gespräch durch seinen klaren Verstand und seinen Charme gleichermaßen zu überzeugen verstand. Ein charismatischer Volkstribun, der die Massen begeisterte, war er nicht und wollte er auch nicht sein. Zweifellos war er ein Idealist, der vom Glauben an die Zukunft erfüllt war, ein Moralist, der auch in der Politik nach höheren Wahrheiten strebte, ein Humanist, der gegenseitige Toleranz und Respekt predigte und nicht zuletzt ein Patriot, der sein Land liebte und ihm dienen wollte. Sein nicht gering ausgeprägter persönlicher Ehrgeiz ließ ihn nicht zum Karrieristen werden. Vielmehr versuchte er, sein Bedürfnis nach Erfolg und Anerkennung mit seinem stark ausgeprägten Pflicht- und Verantwortungsbewußtsein zu verbinden und für ein höheres Ziel – die Verständigung, das Wohl des Staates und der Nation, die Libération – einzusetzen. Seine Meriten in Widerstand und Exil hätten ihm vermutlich als Sprungbrett für eine politische Karriere in der Vierten Republik gedient. An seiner Stelle wurde seine Witwe als Vertreterin der Sozialistischen Partei in der von Algier nach Paris verlegten provisorischen Nationalversammlung nominiert. Pierre Viénot, so stellte sein Freund und Weggefährte André Gide nach dessen Tod fest, »laisse un émouvant exemple de ce que peut et doit être le vrai serviteur de la France nouvelle.«<sup>10</sup>

<sup>10</sup> GIDE, *Un serviteur de la France nouvelle*, in: VIÉNOT, *Ses discours*, S. 3.

